



NATHALIE HOLZ

KRISEN ALS KATALYSATOREN VON AGGRESSION: EIN INTERDISZIPLINÄRER ZUGANG ZUR KOLLEKTIVEN GEWALTBEREITSCHAFT



[https://doi.org/10.11588/
fmk.2025.27.114694](https://doi.org/10.11588/fmk.2025.27.114694)

**MARSILIUS-
KOLLEG**

2024 / 2025



Nathalie Holz

KRISEN ALS KATALYSATOREN VON AGGRESSION: EIN INTERDISZIPLINÄRER ZUGANG ZUR KOLLEKTIVEN GEWALTBEREITSCHAFT

Nathalie Holz · Entwicklungsneurowissen-
schaften in der Psychiatrie

Globale und gesellschaftliche Krisen wirken längst nicht nur auf politischer oder wirtschaftlicher Ebene, sondern auch tief in das Erleben, Verhalten und Zusammenleben von Menschen hinein. Das Projekt befasst sich daher mit der Frage, wie solche Krisen als Aggressionsverstärker wirken können, insbesondere bei Personen mit einer individuellen Tendenz zu aggressivem Verhalten. Dabei interessierte mich sowohl, wie sich individuelle Reaktionen in Zeiten kollektiver Unsicherheit verändern, als auch, wie solche Reaktionen zur Ausbildung aggressiver Dynamiken in Kollektiven beitragen können.

Das Projekt verfolgt zwei Ziele: Einerseits untersuche ich im Einzelprojekt mit einer theoriebasierten Online-Umfrage, wie akute und chronische Krisenerfahrungen auf das Aggressionsverhalten wirken. Andererseits war das Ziel des Gruppenprojekts ein theoretisches Rahmenmodell kollektiver Aggression zu entwickeln, welches erklärt, wie Aggression auf Gruppen- und ggfs. auf Staatenebene dynamisiert, normalisiert und legitimiert wird. Während die erste Untersuchung stärker empirisch ausgerichtet ist, verfolgt der Modellteil ein konzeptuelles Ziel: eine interdisziplinäre

Brücke zwischen psychologischen, historischen und politischen Perspektiven auf kollektive Aggressionsprozesse zu schlagen.

Ziel des Gesamtprojekts ist es, zu verstehen, wie Gewalt in Krisenzeiten nicht nur entsteht, sondern auch als „normal“ erscheint und damit potenziell schwerer einzudämmen ist.

WIE ÜBERTRÄGT SICH INDIVIDUELLE AGGRESSION AUF KOLLEKTIVE

Im Zentrum unseres Gemeinschaftsprojekts stand die Frage, ob und wie sich psychologische Modelle individueller Aggression auf Kollektive übertragen lassen. Ausgehend von dem bekannten Rahmen des General Aggression Model (GAM), das Aggression als Ergebnis eines Zusammenspiels von personenbezogenen und situativen Faktoren versteht, wollten wir untersuchen, inwiefern sich diese Dynamiken auch auf das Handeln von strukturierten Gruppen und Staaten übertragen lassen, etwa im Kontext ideologisch motivierter Gewalt, politischer Mobilisierung oder sogar staatlicher Militärinterventionen.

Zunächst konzentrierten wir uns auf die Meso-Ebene, die Gruppenphänomene umfasst, bei denen Aggression innerhalb kohärenter kollektiver Identitäten entsteht und sich entfaltet, etwa in extremistischen Bewegungen oder gewaltbereiten Subkulturen. Hier zeigte sich, dass viele der im GAM beschriebenen Mechanismen, wie z. B. feindliche Attributionsverzerrungen, emotionale Erregung, moral disengagement und aggressive Skripte, auch auf Gruppenebene in einer angepassten Form greifen. In einem zweiten Schritt wagten wir eine vorsichtige Übertragung auf die Makroebene, i.e. staatlich legitimierte Gewalt und institutionalisierte Aggression, etwa im Kontext militärischer Eskalationen oder geopolitisch motivierter Interventionen. Dabei arbeiteten wir zwei Modelle aus, das sogenannte Emergent Aggression Model (EAM), das die Dynamik von Aggression auf strukturierter Gruppenebene modelliert und das State Aggression Modell (SAM), das individuelle Dispositionen, kollektive Identitätsnarrativen, institutionelle Logiken und geopolitischen Kontext in einem mehrschichtigen Rahmen abbildet.

Die Diskussionen im Fellowkreis haben uns die Grenzen eines solchen Modells insbesondere auf der Makroebene aufgezeigt. Hierbei wurde kritisch angemerkt, dass sich staatliches Handeln nicht ohne Weiteres psychologisch modellieren lässt, da es sich

um komplexe Systeme handelt, deren Dynamiken nicht auf gruppenpsychologische Prozesse reduzierbar sind. Diese Rückmeldungen nahmen wir zunächst zum Anlass, unser Modell nicht als universelle Erklärung für staatliche Gewalt zu positionieren, sondern als heuristisches Instrument, um Mechanismen sichtbar zu machen, die in institutionellen Gewaltentscheidungen mitwirken, etwa die Normalisierung von Aggression in abgeschotteten Entscheidungszirkeln, die Funktion kollektiver Bedrohungsnarrative oder die emotionale Mobilisierung von Loyalität nach außen. Darüber hinaus hat uns das Feedback der Gruppe dafür sensibilisiert, dass kollektive Aggression immer auch in kulturell geprägte Deutungsrahmen eingebettet ist, etwa in nationale Identitätsmuster, historische Traumata oder hegemoniale Narrative. Diese Einsicht wird uns helfen, das Modell künftig stärker kontextbezogen weiterzuentwickeln.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Das Projekt hat sowohl theoretisch-konzeptionelle Fortschritte ermöglicht als auch wertvolle Hinweise auf methodische und disziplinäre Grenzen gegeben. Die zentrale Idee, dass Aggression nicht nur individuell, sondern auch kollektiv „gelernt“, gerechtfertigt und verankert wird, hat sich als tragfähig erwiesen, wenn sie differenziert gedacht wird. Die Arbeit am Modell hat dabei nicht nur zur Weiterentwicklung unserer eigenen Forschung beigetragen, sondern auch zahlreiche produktive interdisziplinäre Gespräche angestoßen, die das Thema kollektiver Aggression in einem neuen Licht erscheinen lassen.

KOLLEKTIVE DYNAMIKEN VON AGGRESSION: MEIN BEITRAG ZUR ENTWICKLUNG DES EAM UND ZUM EINZELPROJEKT

Mein Beitrag zum Gemeinschaftsprojekt bestand vor allem darin, Mechanismen kollektiver Aggression zu identifizieren, die aus der sozialpsychologischen Forschung bekannt sind, und sie konzeptionell für die Übertragung auf Gruppenstrukturen nutzbar zu machen. Aufbauend auf dem GAM, das aggressives Verhalten als Folge von Person-Situation-Interaktionen versteht, habe ich zusammen mit meinen Fellowpartnern ein erweitertes Modell, das EAM, entwickelt. Ziel war es, ein Rahmenmodell zu schaffen, das erklärt, wie sich Aggression auf Gruppenebene herausbildet, verstärkt und legitimiert, etwa in Subkulturen, extremistischen Gruppen oder Institutionen mit hoher interner Kohäsion und starker normativer Ausrichtung.

Ein zentrales Anliegen war es dabei, zu zeigen, dass psychologische Prozesse wie das Ausblenden von Verantwortung, die Abwertung anderer oder emotionale

Erregung nicht nur bei Einzelpersonen, sondern auch innerhalb von Gruppen wirken können, insbesondere, wenn gemeinsame Normen, Identität und Loyalität aggressives Verhalten begünstigen. Das EAM versteht Aggression als Ergebnis ökologischer Verflechtungen, also als Zusammenspiel von individuellen Dispositionen, gruppendynamischen Prozessen, institutionellen Logiken und gesellschaftlichem Kontext. Das EAM bildete zugleich die Basis für weiterführende Überlegungen meiner Fellowpartner zur Übertragbarkeit auf staatliche Gewaltkontexte (SAM).

Um empirisch zu untersuchen, welche Wahrnehmungs-, Belastungs- und Aggressionsmuster in Krisenzeiten besonders virulent sind, habe ich zudem im Rahmen meines Einzelprojekts gemeinsam mit meiner Doktorandin Anna Erdogan einen Krisenfragebogen entwickelt, online implementiert und in einer ersten Stichprobe (N=15) pilotiert. Die Pilotergebnisse bei jungen Erwachsenen zeigen bereits wichtige Hinweise auf emotionale Belastungen, Unsicherheiten und Vertrauensverluste, die in Krisenzeiten als Risikofaktoren für aggressives Verhalten wirksam werden können:

- 1) Mediennutzung zu Krisen (Krieg, Klima, Gesellschaft) erfolgt zwar meist über lange Zeiträume, jedoch oft mit geringer Frequenz. Am häufigsten informieren sich Personen über zwischenmenschliche Kommunikation und Podcasts, seltener über soziale Netzwerke oder klassische Medien.
- 2) Krisenbezogene Belastung variiert: Allgemeine gesellschaftliche Krisen werden am stärksten belastend erlebt, gefolgt von Klimathemen und Krieg. Auffällig ist, dass die Krisen emotional unterschiedlich codiert werden: Krieg erzeugt eher Traurigkeit, Klima mehr Angst, gesellschaftliche Krisen hingegen Ärger und Hoffnungslosigkeit.
- 3) Zukunftssorgen und Handlungsglaube unterscheiden sich ebenfalls je nach Krisentyp. Während bei Krieg immerhin die Hälfte der Befragten davon ausgeht, dass die Regierung „nach bestem Wissen“ handelt, sinkt dieses Vertrauen bei Klimathemen stark ab. Gleichzeitig zeigen sich spezifische Zukunftssorgen: Bei Krieg steht im Fokus, dass die Familie in Gefahr sein wird, bei der Klimakrise dominieren kollektive Resignation und Hoffnungslosigkeit.
- 4) Vorhersehbarkeit wird bei allen Krisentypen eher als niedrig eingeschätzt, wobei gesellschaftliche Krisen als etwas kontrollierbarer empfunden werden.

Nach der Vorstellung im Fellowkolloquium während des Retreats wurde der Fragebogen in mehreren Punkten überarbeitet, insbesondere im Hinblick auf Verständlichkeit, Relevanz und Fokus. Die Rückmeldungen trugen entscheidend dazu bei, die sprachliche Gestaltung zu vereinfachen und potenzielle Überfrachtungen zu vermeiden. Eine zentrale konzeptuelle Ergänzung war die Einführung einer initialen Selbsteinschätzung, in der die Teilnehmenden angeben konnten, ob sie die jeweils genannten Themen (Krieg, Klima, gesellschaftliche Umbrüche) überhaupt als Krisen wahrnehmen. Diese Ergänzung soll helfen, die individuelle Bedeutungszuschreibung besser zu erfassen und damit spätere Befundinterpretationen zu präzisieren. Insgesamt diente die Pilotphase nicht nur der inhaltlichen und formalen Optimierung, sondern auch der Entwicklung klarer Anschlussfragen für die gerade anlaufende Hauptstudie mit größerer Stichprobe.

Gerade im Zusammenspiel mit dem Gemeinschaftsprojekt erwies sich das Einzelprojekt als besonders erkenntnisfördernd: Die empirischen Befunde zur Wahrnehmung, affektiven Codierung und Unvorhersehbarkeit von Krisen lieferten erste Hinweise darauf, wie sich emotionale Reaktionen und Unsicherheitserleben in kollektiven Kontexten verdichten können, etwa in Form von Rückzug, Polarisierung oder affektiver Entgrenzung. Diese Reaktionen können wiederum als Ausgangspunkte für gruppenbasierte Eskalationen oder die Legitimation aggressiver Handlungsmuster fungieren – ein Zusammenhang, der im EAM theoretisch gefasst wird.



Rückblickend war das Marsilius-Projekt für mich besonders erkenntnisreich, weil es mir ermöglichte, konzeptionelle Modellbildung mit empirischer Erprobung zu verbinden. Der Austausch mit Kolleg:innen aus verschiedenen Disziplinen der Geistes-, Lebens- und Naturwissenschaften hat dabei nicht nur neue inhaltliche Perspektiven eröffnet, sondern auch die Herausforderungen deutlich gemacht, z.B. im Hinblick auf die Übertragung psychologischer Modelle auf politisch-normative Zusammenhänge, etwa wenn systemisches Denken auf mechanistisches Modellieren trifft.

Die wöchentlichen Treffen waren ein wertvoller Raum für interdisziplinären Austausch. Die Diskussionen zu anderen Projekten schärften mein Verständnis für disziplinäre Denkstile, wissenschaftssprachliche Unterschiede und die Frage, wie sich empirische Forschung mit theoretischer Reflexion verbinden lässt. Diese Erfahrungen wirkten indirekt, aber spürbar auf die konzeptionelle Weiterentwicklung meines eigenen Projekts zurück.

DIE NÄCHSTE PROJEKTPHASE

Die Auseinandersetzung mit kollektiven Dynamiken von Aggression hat uns gezeigt, wie vielschichtig das Zusammenspiel zwischen individuellen Dispositionen, sozialen Gruppenprozessen und strukturellen Bedingungen – wie derzeit in Krisenzeiten – ist. Unser gemeinsames Ziel, psychologische Modelle wie das GAM auf kollektive Handlungskontexte zu übertragen, hat sich als sowohl theoretisch fruchtbar als auch methodisch anspruchsvoll erwiesen. Die Entwicklung des EAM als konzeptuelle Erweiterung war ein erster Schritt, um gruppenbasierte Eskalationsmechanismen zu fassen; mit dem SAM haben wir vorsichtig begonnen, diese Logiken auch auf institutionelle und staatliche Gewaltkontexte zu übertragen.

Für die nächste Projektphase planen wir, das Modell theoretisch weiter zu schärfen, indem wir die interdisziplinäre Perspektive ausbauen: Die enge Zusammenarbeit mit Kolleg:innen aus Friedens- und Konfliktforschung und Völkerrecht erscheint uns dafür ebenso notwendig wie produktiv. Wir verstehen unser Projekt daher nicht als geschlossene Theorieentwicklung, sondern als offenes, reflexives Vorhaben, das psychologische Erkenntnisse in größere gesellschaftliche Zusammenhänge einbettet, mit dem Ziel, langfristig auch Impulse für Prävention und politische Bildung zu liefern.